

## Rezensionen

*Thomas W. Blomquist, Merchant Families, Banking and Money in Medieval Lucca (Variorum Collected Studies Series). Ashgate, Aldershot 2004, 296 S., € 55,-.*

Bereits 1951 hat Robert Lopez in einem Artikel auf die wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung der bis dahin durch die Wissenschaft kaum erschlossenen Notariatsarchive in Lucca hingewiesen. Doch nur wenige Forscher haben sich in der Folge der mühsamen Arbeit unterzogen, in diesen umfangreichen und häufig nur schwer leserlichen bzw. verständlichen Registern zu recherchieren. Zu einem der hartnäckigsten und ertragreichsten Forscher wurde der Amerikaner Thomas W. Blomquist, dessen Interessenschwerpunkte auf der Bank- und Familiengeschichte des 13. Jahrhunderts liegen. Er legt nun mit dem vorliegenden Buch eine vorläufige Summa seines Forscherlebens vor. Leider ist es nicht die mehrfach angekündigte Gesamtdarstellung der luccesischen Banken- und Handelsgeschichte des Hoch- und Spätmittelalters, sondern der Reprint von insgesamt 16 Artikeln, die bereits zwischen 1969 und 1995 in Zeitschriften und Kongressakten auf Englisch oder Italienisch publiziert wurden.

Eine erste Gruppe bilden sieben Aufsätze über die Handelsaktivitäten und die politische Rolle führender Kaufmannsfamilien. Hier finden sich auch die in der Wirtschaftsgeschichte viel beachteten Aufsätze über die Castracani, Guidiccioni und Ricciardi im 13. Jahrhundert. Die folgenden sechs Beiträge zur Bankgeschichte sind in Ermangelung einer umfassenden Darstellung noch immer die Referenzliteratur für alle Studien über international tätige Bankiers aus Lucca. Den Abschluss machen drei Artikel zur toskanischen Münzgeschichte.

Blomquist hatte das Glück, alle hier nachgedruckten Arbeiten in renommierten Zeitschriften erstveröffentlicht zu sehen. Sie sind der Forschung deshalb längst bekannt und bedürfen keiner neuerlichen Besprechung.

Basel

Kurt Weissen

(PD Dr. Kurt Weissen, Lehrbeauftragter für Allgemeine Geschichte des Mittelalters, Universität Basel, Historisches Seminar, Hirschgässlein 12, CH-4051 Basel, Schweiz)

*John F. Pollard, Money and the Rise of the Modern Papacy. Financing the Vatican, 1850-1950. Cambridge University Press, Cambridge 2005, 266 S., € 48,-.*

„Die Gutwilligen glauben uns ohnehin und die Böswilligen glauben uns auch dann nicht, wenn wir Zahlen nennen,“ antwortete der vatikanische Haushaltsminister Giuseppe Kardinal Caprio 1990 auf die Frage, warum sich der Vatikanstaat so beharrlich weigere, offiziell über Art und Umfang seiner Geldgeschäfte zu sprechen. Auch wenn der Vatikan heute dem öffentlichen Interesse an seinen „Temporalia“ etwas aufgeschlossener begegnet, bleiben die Finanzen des Papsttums unverändert ein Buch mit manchem Siegel.

Bis zum Tode Papst Benedikts XV. (1922) sind die Dokumente des Vatikanischen Geheimarchivs und der beim Staatssekretariat, der Koordinationsstelle päpstlicher Innen- und Außenpolitik, lagernden Spezialbestände der Wissenschaft frei zugänglich. Für aktuellere Forschungen braucht man gute Beziehungen oder Zugang zu Parallelüberlieferungen. John F. Pollard, dessen hier anzuzeigende Studie Finanzen und Finanziers der Päpste zwischen 1850 und 1950 behandelt, überschreitet das Jahr 1922 und verirrt sich dennoch nicht in Spekulationen oder der Auswertung dubioser Pseudoliteratur. Seine Darlegungen sind auch für die zwanziger bis vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts, die Periode der Aussöhnung zwischen Italien und dem Papsttum sowie die Anfangsjahre des 1929 gegründeten „Staat der Vatikanstadt“, seriös recherchiert und weitgehend quellenorientiert. Pollards Werk ist chronologisch aufgebaut, wobei als Eckdaten die Rückkehr Papst Pius' IX. aus dem Exil in Gaeta nach Rom (12. April 1850) und die Verkündigung des Dogmas der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel (1. November 1950) firmieren. Während erstgenannter Termin auch die weltliche Amtsführung Pius' IX. veränderte, hatte das Dogma von 1950 vorrangig theologische Bedeutung und keinen Einfluss auf die Wirtschaftspolitik des Vatikans. Die Wahl dieses Datums will nicht recht passen. Den Pontifikaten der Päpste Pius IX., Leo XIII., Pius X. und Benedikt XV. ist jeweils ein Kapitel reserviert. Der Amtszeit Papst Pius' XI. (1922-39) widmet der Autor, entsprechend ihrer zentralen Bedeutung, drei Kapitel, welche die Jahre bis zum Abschluss der Lateranverträge (11. Februar 1929), die Folgen des „Wall-Street-Crash“ (25. Oktober 1929) und die Kon-

solidierung der päpstlichen Finanzen zum Thema haben. Der Kriegs- und Nachkriegszeit unter Papst Pius XII. widmet sich ein weiteres Kapitel. Eingeraht werden diese acht Abschnitte von einer Einleitung und einer Schlussfolgerung sowie einer Währungstabelle und einem Glossar bzw. einem Dokumentenanhang, der Bibliographie und einem Index. Da jedes Kapitel in klug gewählte Unterabschnitte eingeteilt ist und Pollards Schreibstil nicht trockener Arithmetik huldigt, liest sich sein Buch flüssig und auch bei der Analyse komplizierter Vorgänge verständlich.

Man kann die Finanz- und Wirtschaftspolitik der Päpste zwischen 1850 und 1950 unter die Überschrift „Vom kurzfristigen Reagieren zum planvollen Agieren“ stellen. Schon vor der Wahl Papst Pius' IX. (1846) wäre der Kirchenstaat ohne ausländische Hilfe nicht mehr lebensfähig gewesen. Der auf dem Wiener Kongress 1815 restaurierte Staat hatte Ende der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts endgültig den Anschluss an die sich demokratisierenden und industrialisierenden Länder Europas verloren. Seine ineffiziente, praxisfremde Zentralbürokratie verstand es nicht, nachprüfbar und korrekte Staatshaushalte zu erstellen, die unkontrolliert wachsende Staatsverschuldung zu bremsen, genügend Investitionskapital bereitzustellen, den nur schmalen Mittelstand angemessen zu fördern, für eine ausreichende Infrastruktur zu sorgen, zur Kapitalbildung die Gründung von Banken zu forcieren, klare Kompetenzregelungen zwischen „weltlichen“ (Kirchenstaat) und „geistlichen“ (Weltkirche) Aspekten päpstlicher Herrschaft zu schaffen sowie veraltete Industrieanlagen zu modernisieren bzw. Innovationen zur Gründung neuer Produktionsstätten und -zweige anzuregen.

Erste, im Februar 1831 in Bologna ausgebrochene revolutionäre Unruhen, die bald auf andere Provinzen des Staates übergreifen sollten, drängten Papst Gregor XVI. (1831-46) dazu, im Ausland Hilfe zu erbitten. Das katholische Österreich sandte Schutztruppen, deren Unterhalt das seit 1828 defizitäre Staatsbudget weiter in die roten Zahlen trieb. Als Geldgeber gewährte dem Papst pikanterweise der jüdische Bankier James de Rothschild in Paris Unterstützung. Neben vorteilhaften Ausgabekursen erwirkte Rothschild auch Erleichterungen für seine in Rom 1826 erneut in ein Ghetto verbannten Glaubensbrüder. Die hohen Militärausgaben und die Tilgung der diversen, auch bei anderen Bankhäusern (Torlonia in Rom und Parodi in Genua) aufgenommenen Darlehen lähmten jede Hoffnung auf einen Aufschwung der kirchenstaatlichen

Volkswirtschaft. Unter Pius IX. erreichten die Orientierungslosigkeit päpstlicher Wirtschaftspolitik und das System kurzfristiger, nur die unmittelbare Zukunft betrachtender Mittelbeschaffung ihren Höhepunkt. Die „Römische Lotterie“, das Anwerben von Söldnertruppen (die „Zuaven“), von Gläubigen gezeichnete Anleihen und die Neubelebung der weltweiten „Peterspfennig“-Spende konnten nicht verhindern, dass der Kirchenstaat 1870 von Truppen der italienischen Einigungsbewegung besetzt, Rom zur Hauptstadt des „Regno d'Italia“ ausgerufen und der weltlichen Herrschaft der Päpste ein Ende bereitet wurde. Nachdem Pius IX. 1871 das vom Königreich Italien angebotene „Garantiegesetz“, das die Vorrechte und den Unterhalt von Papst und Kurie sowie das Verhältnis zwischen Staat und Kirche regeln sollte, abgelehnt hatte, mussten die nach eigenem Verständnis als „Gefangene im Vatikan“ lebenden Päpste bis zum Abschluss der Lateranverträge ohne staatliche finanzielle Unterstützung aus Italien haushalten. Zwar waren sie 1870 ihrer Staatseinnahmen beraubt worden, blieben jedoch gleichzeitig der finanziellen Bürden eines Territorialherren enthoben.

Der Verlust der weltlichen Souveränität wurde, beginnend beim Ersten Vatikanischen Konzil (1870/71), durch Ausbau und Stärkung des geistlichen Primats, der Wegfall der staatlichen Bürokratie durch Aufstockung und Aufwertung des päpstlichen Hofes kompensiert. Leo XIII. kommt das Verdienst zu, den päpstlichen Haushalt, der sich zunächst fast nur aus Spenden speiste, mit einem funktionierenden institutionellen Gerüst zu versehen und erste Schritte einer eigenen Investitionspolitik zu wagen. Erwähnenswert sind die Rolle, die päpstliches Kapital und päpstliche Finanziers (darunter die Familie Pacelli) beim Aufbau mehrerer römischer Banken (darunter seit 1880 der „Banco di Roma“) spielten, und die kluge Anlagestrategie, die man bei der Auswahl italienischer Staatstitel und bei Immobiliengeschäften praktizierte. Ein solides Fundament erhielt die Papstfinanz erst 1929 durch das in den Lateranverträgen enthaltene Finanzabkommen. Das Vertragswerk, ein Konkordat und ein Vertrag zur Gründung des „Staates der Vatikanstadt“, beendete die Rechtsunsicherheit, in der sich Italien und das Papsttum seit 1870 befanden. Als Entschädigungssumme für den annektierten Kirchenstaat erhielt der neu gegründete Vatikanstaat von Italien ein Startkapital von 1,75 Mrd. Lire. An die Spitze des mit der Verwaltung dieses Kapitals betrauten Büros, der „Außerordentlichen Abteilung der Güterverwaltung“, berief Pius XI. einen Fach-

mann, den Bankier Bernardino Nogara. Bis 1954 leitete er in großer Eigenverantwortlichkeit und höchst erfolgreich die Finanz- und Wirtschaftspolitik des Heiligen Stuhls, der größten Organisationseinheit im Vatikan, die alle dem Papst in der Leitung der Weltkirche bestehenden Abteilungen umfasst. Sie ist von der Staatsverwaltung, den Ämtern des weltlichen Zweigs päpstlicher Herrschaft, die ein eigenes Budget unterhält, streng getrennt. Nogara steuerte die päpstlichen Finanzen durch die Abgründe des „Wall-Street-Crash“, die Chancen und Risiken der faschistischen Wirtschaftspolitik, den Zweiten Weltkrieg und in den Wirtschaftsboom Italiens in der Nachkriegszeit.

Pollards Arbeit fußt auf einer breiten Quellenbasis. Seine Bibliographie nennt 17, auf sieben Länder verteilte Archive und 14 Quelleneditionen. Besonderes Interesse verdient die Auswertung zweier Tagebücher. Carlo Monti, ein Freund und Kontaktmann Papst Benedikts XV. zur italienischen Regierung, hinterließ private Aufzeichnungen der Jahre 1914 bis 1922, die in die Arbeit einfließen. Unveröffentlichtes Material stellte Familie Nogara Pollard zur Verfügung. Von Bernardino Nogara durfte er ein die Jahre 1931 bis 1939 umfassendes Tagebuch, von dessen Tochter Antonietta Briefe und andere Papiere des Nachlasses auswerten. Diese Quellen werfen ein neues Licht auf die bisher nur unzureichend beleuchtete Anfangsphase vatikanischer Anlagepolitik und den Alltag des päpstlichen Brokers. Völlig unverständlich ist, warum Pollard weder im Literaturverzeichnis noch in den 1.006 Fußnoten seines Buches kein deutschsprachiges Werk zitiert. Es scheint, als ob der Autor das fruchtbare Schaffen deutschsprachiger Historiker zur Geschichte von Papsttum, Kirchenstaat und Vatikan nicht kennt. Dabei zählen sie seit Öffnung des Vatikanischen Geheimarchivs (1881) zu den produktivsten Experten, die „ad fontes“ arbeiten und publizieren. Forschungseinrichtungen wie das Deutsche Historische Institut Rom, das Historische Institut beim Österreichischen Kulturinstitut Rom oder das Römische Institut der Görresgesellschaft, die alle eigene Periodika herausgeben, sind in Rom seit vielen Jahrzehnten wichtige Anlaufstellen für Fachleute aus aller Welt. Auch eine Reihe zeitgenössischer Berichte von in Rom tätigen deutschsprachigen Diplomaten und Priestern bleiben unberücksichtigt, obwohl sie der Studie wertvolle, neue Facetten hätten hinzufügen können. Die Ausblendung derart wichtiger Forschungen dürfte speziell die kundigen Leser deutscher Zunge schmerzen. So wundert es nicht, wenn Pollard, da er die

(durchaus verfügbare) Literatur nicht kennt, vereinzelt Zuflucht zu journalistischen Opera (Cipolla, Seldes) nimmt. Besonders hoch ist die Fehlerquote bei prosopographischen Angaben zu Mitgliedern (Priestern wie Laien) des päpstlichen Hofes und der römischen Kurie. Die zahlreichen orthographischen Fehler, die selbst in Autorennamen und bibliographischen Angaben lauern, zeugen entweder von einem Schreibstil „mit heißer Feder“ oder von nachlässigem bzw. unkundigem Lektorat. Der Index schließlich ist weit davon entfernt, Personen und Einträge komplett zu erfassen. Manchen Akteur sucht man hier vergebens. Auch wenn diese Monita mehr als Schönheits- oder Flüchtigkeitsfehler sind, muss man Pollard zu seinem Werk gratulieren. Es gibt nur wenige Abhandlungen, die zu dem meist unreflektiert pauschalisierend oder gewollt böswillig behandelten Thema „Die Päpste und ihr Geld“ in gut lesbarem Stil so viel Richtiges vorlegen und es belegen.

Much

Hartmut Benz

(Hartmut Benz M.A., Bruchhausen 4, D-53804 Much)

*Barbara Hillen*, Der Sparkassenreformer und sächsische Mittelstandspolitiker Johann Christian Eberle (1869-1937). Sax-Verlag, Beucha 2004, 296 S., € 30.-

In der Einleitung spricht die Autorin von ihrem jahrelangen Begleiter Eberle; nun, die intime virtuelle Allianz hat sich unter dem Strich gelohnt. Die Gründe dieser Einschätzung sind vielfältig. Zunächst war es grundsätzlich längst überfällig, sich einmal dieser Persönlichkeit zu widmen, welche die Sparkassenorganisation im 20. Jahrhundert prägte wie wenige andere und welche die Entwicklung der Sparkassen zu modernen Universalkreditinstituten entscheidend beeinflusste. Hillen geht also in der Tat ein Desiderat an. Darüber hinaus kleidet sie ihre Rekonstruktion in einen innovativen Ansatz, mit dem sie auf gut zehn Seiten vertraut macht. Das Ergebnis ist eine systematische und nachvollziehbare Studie, die nicht zuletzt dadurch zu überzeugen vermag, dass die Begleitung des Protagonisten nicht in „Kumpanei“ ausartet.

Neuigkeitswert darf der Ansatz deshalb beanspruchen, weil Sparkassengeschichte hier aus einer biographischen Perspektive analysiert und interpretiert wird, ohne auf das Niveau der „Männer-

machen-Geschichte-Historiographie“ zurückzufallen. Auf diese Weise lassen sich unter anderem sehr genau die Wechselwirkungen zwischen persönlicher Aktion und institutioneller Umgebung herausarbeiten, Grenzen und Möglichkeiten lassen sich sichtbar machen, und nicht zuletzt lassen sich nachvollziehbare Bewertungen der Akteure auf den interessierenden Handlungsfeldern erzielen.

Eine Voraussetzung dafür, dass dies gelingt, ist der durchaus mutigen Entscheidung der Autorin geschuldet, ihre Studie von der konventionellen, auch nahe liegenden, aber bekanntlich nicht immer zielführenden übergeordneten chronologischen Schematik zu emanzipieren. Stattdessen legt sie quasi parallel vier Rekonstruktionsstränge an: In einem ersten Annäherungsschritt und in der Funktion einer Klammer modelliert sie den privaten Menschen Eberle in seiner persönlichen Umgebung, ehe sie ihn dann als quasi öffentliche Person rekonstruiert. Die Analyse fokussiert drei für sein Wirken charakteristische Handlungsfelder und die ihnen assoziierten persönlichen Netzwerke: die Kommunal- und Landespolitik, wo sich Eberle als Bürgermeister und Landtagsabgeordneter profiliert, die Mittelstandsförderung und endlich seine Tätigkeit für die und in der Sparkassenorganisation als Gründer und Funktionär. Die Stränge quasi zusammenfügend widmet Hillen zwei weitere Kapitel der Handlungsmotivation und der Rezeption der „Leit- und Identifikationsfigur“ Eberle. Ein dichtes Fazit schließt die Arbeit ab.

Die Autorin zeichnet uns Eberle als einen eigentümlichen Menschen, als ein ausgeprägtes Individuum, das wie (zu) viele seiner Zeitgenossen fest im Kaiserreich sozialisiert war; so gesehen fast zwangsläufig in seiner Disposition konservativ und dadurch auch den Nationalsozialismus in seiner fatalen Tragweite verkennend. Das hindert ihn nicht, pragmatisch-sachbezogen und modern – wenn auch nicht immer bewusst oder gewollt – zu handeln und, lutherischer Ethik verpflichtet, entschlossen dazu.

Seine auf die Region zentrierten Mittelstandsaktivitäten mögen auf der Folie der Hochindustrialisierung und Internationalisierung der Wirtschaft durchaus rückwärtsgewandt anmuten – und doch sind sie zukunftsweisend. Dagegen entspringt sein modern anmutendes, ausdauerndes Eintreten für den bargeldlosen Zahlungsverkehr und die damit eng verknüpfte Verbandsbildung eher defensiven Überlegungen, nämlich der Verteidigung der Marktposition der Sparkassen; letztlich aber tragen

sie entscheidend dazu bei, die Sparkassenorganisation zukunftsfähig zu machen.

Am Ende werden sich die Leser behutsam, aus der Zeit heraus und in dem Bemühen, ihr gerecht zu werden, an eine bemerkenswerte Person herangeführt fühlen; sie sehen ein differenziertes, mehrdimensionales Bild eines charakteristischen Mannes, vom Holzschnitt weit entfernt.

Davon abgesehen birgt die ungleichmäßige Überlieferung gewisse Interpretationsrisiken, so bleibt manche Facette des privaten Eberle spekulativ. Darüber hinaus erfordern die nebeneinander herlaufenden Handlungsstränge intensives, bewusstes Lesen, sonst kann leicht einmal der rote Faden verloren gehen. Zudem mag man sich vielleicht mehr Flüssigkeit und Leichtigkeit wünschen, die wären aber auch der Person nicht gerecht geworden.

Aachen

Paul Thomes

(Prof. Dr. Paul Thomes, Technische Hochschule Aachen, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Templergraben 83, D-52056 Aachen)

*Detlef Krause, Die Commerz- und Disconto-Bank 1870-1920/23. Bankgeschichte als Systemgeschichte (Beiträge zur Unternehmensgeschichte 19). Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2004, 404 S., € 44,-.*

Nun befasst sich auch die Commerzbank umfassend in wissenschaftlicher Weise mit ihrer Geschichte. Detlef Krause, der Archivar der Bank, untersucht in seiner umfangreichen Dissertation die ersten 50 Jahre der Bankgeschichte. Es handelt sich aber nicht um eine Fest- oder Jubelschrift, sondern um eine klar gegliederte, distanzierte und kritische ökonomische Analyse, die zudem auch im theoretischen Bereich fundiert argumentiert. Die Geschichte der Commerz- und Disconto-Bank, ursprünglich eine Gründung von Hamburger Merchant Bankern, stand lange Zeit im Schatten der übrigen großen Finanzinstitute des Kaiserreiches. Sie wurde auch von der bankhistorischen Forschung nur selten wahrgenommen, möglicherweise weil auf den ersten Blick – anders als bei der Deutschen, der Dresdner Bank oder der Disconto-Gesellschaft – außer einem langsamen, aber kontinuierlichen Wachstum hin zu einer Großbank nur wenig Spektakuläres zu vermelden war.

Der Untertitel des Werkes „Bankgeschichte als Systemgeschichte“ irritiert und weckt zugleich Interesse. Systemgeschichte wird hier nicht verstanden als kultur-soziologisches Konzept Luhmann'scher Provenienz, sondern als Versuch, den systemtheoretischen Bezugsrahmen im Einzelnen nachzuzeichnen, der es ermöglichte, dass ein regionaler Newcomer, der sich in „englischem“ Stil vor allem mit der Vermittlung von Warengeschäften befasste, zu einer Berliner Großbank werden konnte. Die Commerz- und Disconto-Bank wird methodisch als korporativer Akteur verstanden. Der Systembegriff umfasst die Austauschbeziehungen der Bank mit dem Markt, die internen Entscheidungsstrukturen, die Integration des Systems und die Mechanismen der Strukturhaltung. Die detaillierte, fleißige und materialreiche Studie kann kaum vollständig gewürdigt werden. Sie ist in chronologische Kapitel gegliedert, wobei jede Phase weiter unterteilt ist in Umfang und Art des Bankgeschäfts, Leitungsstrukturen, Sozialsystem und Unternehmenskultur. Vor allem in den beiden letzten Punkten finden sich mehrere innovative Ansätze. So kann Krause trotz schlechter Quellenlage zeigen, wie bei den Bankangestellten ein neuer Mittelstand entstand, wie sich die Gehaltsentwicklung innerhalb der Bank darstellte und nicht zuletzt wie es der Bank gelang, ein hohes Maß an Kundentreue zu erreichen. Krause rechnet die Commerzbank, die nach der Jahrhundertwende ihren Schwerpunkt im Bankgeschäft langsam von Hamburg nach Berlin verlagerte und zwischen 1917 und 1923 insgesamt 38 Bankinstitute übernahm, zu den „relativen Gewinnern“ der deutschen Inflation.

Kritisch ist anzumerken, dass der Einschnitt des Jahres 1914, der auch für die Commerz- und Disconto-Bank eine grundsätzliche Änderung aller Geschäftsgebiete mit sich brachte, etwas zu knapp abgehandelt wird. Dies schmälert die Leistung Krauses aber nicht. Vielmehr belegt die Studie in beeindruckender Weise einmal mehr, welche großen Fortschritte die Bankgeschichtsschreibung im letzten Jahrzehnt zu verzeichnen hatte. Der Leser erhält eine zuverlässige Darstellung auf hohem theoretischem Niveau in die Hand, die sich mit vergleichbaren Arbeiten zu anderen Banken durchaus messen kann.

Konstanz

Boris Barth

(Prof. Dr. Boris Barth, Universität Konstanz, Fachbereich Geschichte und Soziologie, Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, D-78457 Konstanz)

*Historische Gesellschaft der Deutschen Bank (Hrsg.), Die Deutsche Bank in Ostasien.* Piper Verlag, München/ Zürich 2004, 132 S., € 22,90.

Zwischen zwei Buchdeckeln finden sich hier der deutsche Originaltext sowie seine vollständige und identisch bebilderte englische Übersetzung. Es ist wie bei manchen Veröffentlichungen aus dem offiziell zweisprachigen Kanada: Wenn man das Buch umdreht und um 180 Grad wendet, gelangt man zu seinem zweiten Beginn.

Der kleinformatische Band, gewissermaßen ein Taschenbrevier für eine Flugreise, beruht auf Vorträgen, die im Juni 2003 auf einer Veranstaltung der Historischen Gesellschaft der Deutschen Bank in Frankfurt am Main gehalten wurden. Jürgen Fischen befasst sich mit „Gegenwart und Zukunftsperspektiven der Deutschen Bank in Ostasien“. Er gelangt zu der kaum überraschenden Prognose, „dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis sich China und Indien – nach Japan – als neue Supermächte neben der EU und den USA etablieren“. Ebenso wenig verblüffend dürfte die Erwartung sein, dass „der Anteil des Asiengeschäfts an den Gesamterträgen der Deutschen Bank weiter zunehmen wird.“ Aber selbst aufmerksame Leser der Wirtschaftspresse dürften die Deutsche Bank bisher nicht als Sport-Sponsorin in China gekannt haben: Im Jahre 2003 begann sie mit der Unterstützung eines auf fünfzehn Jahre angelegten Programms, das es fußballbegeisterten chinesischen Kindern und Jugendlichen ermöglichen soll, diese – in China oft mit Deutschland assoziierte – Sportart zu betreiben.

Der Rest des Bandes ist für Historiker von größerem Interesse. Zwei kurze Auszüge aus den 1978 zuerst erschienenen Lebenserinnerungen von Hermann Wallich, der von 1870 bis 1894 Vorstandsmitglied der Deutschen Bank war, bieten lebendig formulierte Impressionen aus Wallichs Zeit in Shanghai (1867-1870) und von einer Reise, die er 1867 durch Japan unternahm. Wallich äußert die zeittypische Zufriedenheit mit der „angesehenen Stellung“ der Deutschen in Shanghai und trägt zum grenzenlosen Schatz von Anekdoten über das „primitive“ Pidgin-Chinesisch der Einheimischen eine relativ wenig geschmacklose Geschichte bei. Tokio, das damals noch Edo (bei Wallich: Yedo) hieß, sah der Reisende zu einer Zeit, als es dort noch kein einziges Hotel gab, „wohl aber Gärten, so groß, dass man darin eine Jagd abhalten konnte.“ Als Wallich Ostasien im August 1870 endgültig

tig verließ, verabschiedete er sich in Shanghai von einem „vortrefflichen Schlag Menschen“.

Das für Historiker interessanteste Stück des Bandes ist Werner Plumpe's Aufsatz „Die Deutsche Bank in Ostasien 1872-1988“. Verglichen mit Frank H. H. Kings gigantischer Firmengeschichte der Hongkong and Shanghai Banking Corporation (in vier Bänden)<sup>1</sup> ist die Literaturgrundlage, auf die sich eine solche, für den Zweck des Bandes notwendig kursorische Darstellung stützen kann, sehr schmal. In vieler Hinsicht ist Maximilian Müller-Jabuschs Werk über die Deutsch-Asiatische Bank von 1940 noch nicht überholt.<sup>2</sup>

Auf solcher Grundlage beschreibt Werner Plumpe die Erfahrungen der Bank vor allem in China. Sie war dort bereits seit 1872, also zwei Jahre nach ihrer Gründung in Deutschland, aktiv – und ist es, unterbrochen von den Weltkriegen, bis heute geblieben. 1914 endete abrupt die erste Phase des Chinageschäfts, 1945 eine zweite. Aber bereits 1958 kehrte man in die britische Kronkolonie Hongkong zurück. Das war damals die erste Filiale eines deutschen Bankhauses im Ausland nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Seit den frühen 1970er Jahren war die Deutsche Bank dann in Asien wieder auf breiter Front präsent.

Seit 1889 verbargen sich die China-Geschäfte der Deutschen Bank hinter der Deutsch-Asiatischen Bank, die als „politisch vermitteltes Konsortialinstitut“ als Instrument der Großen Politik des Deutschen Reiches gegründet worden war. In einer Zeit, als private Überseeinteressen und die Politik der einzelnen imperialen Regierungen näher zusammenrückten als davor und später, standen auch die chinesischen Aktivitäten deutscher Banken unter dem Imperativ nationaler Vorteilswahrung – oder dessen, was man dafür hielt. Unabhängig davon wäre der chinesische Markt (trotz chronisch hoher Erwartungen) immer ein schwieriges Pflaster geblieben. Das hing mit zwei seiner Eigenarten zusammen. Zum einen genoss die britische Konkurrenz, geführt von der HSBC, außerordentliche Vorteile. Vor 1914 waren in der Geschäftsleitung der nominell britischen Bank Deutsche vertreten und zahlreiche deutsche Kaufleute wickelten ihre Geschäfte über das führende ausländische Finanzinstitut an der Chinaküste ab. Zum anderen schuf die chinesische Silberwährung, die erst 1935 durch

eine Währungsreform der Regierung Jiang Kai-shek abgeschafft wurde, ein Klima hohen Risikos. Werner Plumpe schildert diese Entwicklungen mit gerade dem richtigen Gespür für illustrierende Details. Er lässt zumindest einen der Bankvertreter „on the spot“, nämlich Franz Urbig, als Person schön hervortreten. Zahlreiche Fotografien der prächtigen Fin-de-Siècle-Immobilien, welche die Bank in den chinesischen Vertragshäfen besaß, illustrieren die Opulenz des deutschen Auftretens in China vor 1914. Es bleibt zu hoffen, dass die Quellenlage vielleicht doch noch genauere Spezialuntersuchungen zulässt. Künftige Veröffentlichungen zum Thema sollten bei der Umschrift ostasiatischer Namen der Fachliteratur folgen.

Konstanz

Jürgen Osterhammel

(Prof. Dr. Jürgen Osterhammel, Universität Konstanz, Fachbereich Geschichte und Soziologie, Lehrstuhl für Neuere und neueste Geschichte, Fach D6, D-78457 Konstanz)

*Reni Maltschew*, Der Rückerwerb eigener Aktien in der Weltwirtschaftskrise 1929-1931. Eine Untersuchung zu den Hintergründen und Zielen der Notverordnung des Reichspräsidenten vom 19. September 1931 (Schriften zur Rechtsgeschichte 115). Duncker & Humblot, Berlin 2004, 185 S., € 54,-.

Die vorliegende Dissertation hat sich zur Aufgabe gestellt, die gesetzliche Behandlung des Rückerwerbs eigener Aktien in der Weltwirtschaftskrise nachzuzeichnen. Bei dem sehr speziellen Problem des Rückerwerbs eigener Aktien ist bis heute umstritten geblieben, ob und in welchem Umfang eine Aktiengesellschaft eigene Aktien aufkaufen darf und wie dies zu bilanzieren ist. Während dies in den Vereinigten Staaten recht liberal gehandhabt wird, hat man in Deutschland aus Gründen des Gläubigerschutzes stets eine restriktivere Position bezogen. Die Autorin zeichnet den historischen Kontext nach, auf den die Notverordnung vom 19. September 1931 reagierte, insbesondere einige besonders spektakuläre Fälle. Anhand archivalischer Unterlagen rekonstruiert sie anschließend, wie die beteiligten Ministerialressorts, v. a. Justiz und Wirtschaft, die Notverordnung ausarbeiteten.

Diese im Ganzen sorgfältige Arbeit schließt sicherlich eine rechtshistorische Lücke. Für interes-

1 Frank H. H. King, *The History of the Hongkong and Shanghai Banking Corporation*, 4 Bde. Cambridge 1987-91.

2 Maximilian Müller-Jabusch, *Fünfzig Jahre Deutsch-Asiatische Bank*. Berlin 1940.

sierte Wirtschafts- und Unternehmenshistoriker ist die Lektüre jedoch recht mühsam. Dies liegt nicht nur an der trockenen Materie, sondern auch daran, dass eine grundlegende Auseinandersetzung mit dem Problem fehlt. Der Rückerwerb eigener Aktien hat zum einen wirtschaftliche Konsequenzen für die Aktiengesellschaft und ihre Aktionäre und zum anderen haftungsmäßige (und damit letztlich ebenfalls wirtschaftliche) Auswirkungen auf die Gläubiger. Dies in einem Überblickskapitel zusammenhängend darzustellen wäre eine große Erleichterung für den Leser gewesen. Doch betriebswirtschaftliche Zusammenhänge werden stets nur punktuell in Anlehnung an zeitgenössische Meinungsäußerungen referiert; lediglich fast ganz am Ende des Buches findet man den Leverage-Effekt erklärt (S. 156).

Dieses Manko ist auch deswegen bedauerlich, weil nur eine gründliche Analyse der wirtschaftlichen Auswirkungen des Rückerwerbs eigener Aktien hätte erklären können, wer in der Debatte um die gesetzliche Neuregelung welche Position vertrat. Statt einer tiefen Analyse der wirtschaftlichen Konsequenzen des Rückerwerbs und der daraus resultierenden Interessenlage hat die Autorin jedoch ihr Thema mit der Kontroverse um die wirtschaftspolitischen Handlungsspielräume der Regierung Brüning zu verzahnen versucht. Dies wirkt ziemlich aufgesetzt und ist zudem wenig tiefgehend, wenn man ständig aus Brünings Memoiren zitiert.

Hohenheim

Mark Spoerer

(PD Dr. Mark Spoerer, Universität Hohenheim 570 A, D-70593 Stuttgart)

*Lothar Gall, Der Bankier Hermann Josef Abs. Eine Biographie.* C. H. Beck, München 2004, 560 S., € 29,90.

Vor Jahrzehnten, als man sich unter Vertretern der Politischen Sozialgeschichte noch dem strukturgeschichtlichen Paradigma verpflichtet sah und Biografien hierzulande als „unschuldige Gattung“ abgetan wurden, legte Lothar Gall mit einer Bismarck-Biografie einen wissenschaftlichen Bestseller vor, in dem es ihm gelang, die Lebensbeschreibung des Staatsmannes Bismarck, einer Symbolfigur der deutschen und europäischen Geschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit einer Darstellung der politisch-sozialen Problemlagen, Strukturen und Entwicklungen jener

Zeit zu verbinden. Seither hat ein wissenschaftlicher Paradigmenwechsel stattgefunden. Inzwischen gilt das Interesse des Fachs wieder stärker dem Individuum und seiner Geschichte, und entsprechend hat auch das Genre der Biografie an Reputation gewonnen. Manche Historiker glauben gar einen „biographical turn“ zu erkennen. Nur die deutsche Wirtschaftsgeschichte, inklusive der zeitgeschichtlichen Unternehmensgeschichte, schien lange eine Ausnahme zu bilden. Das Spannungsverhältnis zwischen personengeschichtlichem Zugriff und der generalisierenden strukturgeschichtlichen und sozialwissenschaftlichen Analyse, durch die sich das wirtschaftsgeschichtliche Schrifttum auszeichnet, schien hier unüberbrückbar, und mit Blick auf einzelne Unternehmen verfechten manche Wirtschaftshistoriker den Grundsatz, eine moderne Unternehmensgeschichte habe sich auf den „ökonomischen Kern“, die betriebswirtschaftlichen Interessen, welche in einem Unternehmen verfolgt werden, zu konzentrieren. Die Beschäftigung mit dem Lebensweg bedeutender deutscher Wirtschaftsrepräsentanten gerade des 20. Jahrhunderts blieb Fachkollegen im angelsächsischen Sprachraum überlassen, wo man wissenschaftlichen Biografien seit jeher mehr Aufgeschlossenheit entgegengebracht hatte.

Es ist nun abermals Lothar Gall, Experte auch für die Geschichte des deutschen Bürgertums und Allgemeinhistoriker mit unternehmensgeschichtlicher Erfahrung, der mit dieser Abstinenz bricht und sich in einer detail- und kenntnisreichen Biografie dem Leben und Werk des Bankiers Hermann Josef Abs zuwendet. Gall verfolgt dabei die erklärte Absicht, aus den Finanztransaktionen und wirtschaftspolitischen Aktivitäten dieses „Weltbankiers“ in Diensten der Deutschen Bank neben dem Einmaligen und Individuellen stets auch die allgemeinen Zusammenhänge und Entwicklungen in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft sichtbar zu machen (S. 13).

Das ist dem Verfasser gut gelungen. Wohl kaum ein anderer Repräsentant der deutschen Öffentlichkeit hätte sich als Symbolfigur für die stets eng mit der Politik verflochtene deutsche Wirtschaft besser geeignet als Hermann Josef Abs. Kaum ein anderer Lebensweg hätte noch deutlicher die schwierige Gratwanderung zwischen Selbstbeherrschung, Distanz und Vereinnahmung der deutschen Wirtschaft durch das NS-Regime erkennen lassen. Kaum ein anderer auch hätte eindrucksvoller das Beharrungsvermögen der deutschen Funktionsebenen über drei, ja vier politische Systeme hinweg

vorführen können als Abs, dessen Lebenszeit fast die gesamte Spanne des 20. Jahrhunderts umfasste und über den es 1945 in einem Untersuchungsausschuss des US-Senats zutreffend geheißen hatte, er sei ein „banker and industrialist whose rise within the Nazi economy has been phenomenal“ (S. 100), und den noch im Jahre 1993, kurz vor seinem Ableben, das US-Magazin Forbes als den „mit Abstand mächtigsten Mann in Deutschland“ bezeichnen sollte (S. 7 f., 437).

Gall schildert die erstaunliche Karriere eines begabten jungen Mannes, der sich – im Widerspruch zu den gängigen Bildungsidealen des Bildungsbürgertums, dem er entstammte – das Berufsziel Kaufmann gesteckt hatte, der kein Studium absolvierte, stattdessen aber das Bankfach von der Pike auf erlernte und 1938 als 37-jähriger zum jüngsten Vorstandsmitglied der Deutschen Bank avancierte. Gall beschreibt, wie Abs' Tätigkeit als Unternehmensanierer, vielfältiger Aufsichtsrat und schließlich als Auslandsbeauftragter der Deutschen Bank ihn zwangsläufig immer stärker in die Nähe zur Politik des NS-Regimes und auch immer näher an deren verbrecherische Seite heranrückte, obwohl er betont, dass Abs als praktizierender Katholik und Nicht-Parteigenosse dem Nationalsozialismus innerlich stets distanziert begegnet sei und vorübergehend gar in Kontakt zum Kreisauer Kreis und zu Carl Friedrich Goerdeler gestanden habe.

Eingehender noch als Abs' – zuvor schon weithin bekannte, wenngleich umstrittene – NS-Vergangenheit schildert Gall die Rolle seines „Helden“ als Protagonist des rheinischen Kapitalismus, jenes korporatistischen Systems der Ära Adenauer, und Abs' Stellung im Kampf um wirtschaftspolitische Grundentscheidungen der 1950er und 1960er Jahre. Gall beschreibt die problemlose Rückkehr des eben noch inhaftierten und der NS-Nutznießerschaft verdächtigten Finanzspezialisten in wirtschaftliche wie politische Schlüsselstellungen der westdeutschen Demokratie ebenso wie der internationalen Hochfinanz, kaum dass der prominente Bankier sein Entnazifizierungsverfahren durchlaufen hatte. Gall schildert die führende Rolle des international geachteten Finanzspezialisten bei der Verteilung der Marshall-Plan-Gelder in der Kreditanstalt für Wiederaufbau, er analysiert seine Finanzdiplomatie im Rahmen des Londoner Schuldenabkommens von 1952, bei dem es darum ging, einen Kompromiss für die Begleichung der Auslandsschulden Deutschlands aus der Vorkriegszeit und den Besatzungskosten zu finden, und er schildert Abs' vergebliche Versuche, Adenauers

Wiedergutmachungspolitik gegenüber dem Staate Israel 1952 hinauszuzögern, wenn nicht gar zu unterbinden, weil der Mann des Geldes die zugesagten Zahlungen für volkswirtschaftlich nicht tragbar und – mit Blick auf die internationalen Gläubiger Deutschlands – für politisch unklug hielt. Adenauer freilich, dem es um die moralische Rehabilitierung der BRD zu tun war, ging hier seine eigenen Wege, nicht nur gegen den Rat Abs', sondern auch gegen den Widerstand seines Finanzministers und anderer Kabinettsmitglieder und nicht zuletzt der politischen Opposition.

Lothar Gall konnte für sein Buch auf die bis 1990 in der DDR unter Verschluss gehaltenen Kriegs- und Vorkriegsbestände der Akten der Deutschen Bank und auf den im Historischen Archiv der Deutschen Bank aufbewahrten persönlichen Nachlass Abs' zurückgreifen. Letzterer entstand erst nach 1945 und umfasst mehr als 5.000 Aktenordner Material, das von dem wirkungs- und geschichtsbewussten Bankier selbst systematisch zusammengetragen und wohl auch selektiert, schließlich mit einer heute für andere Forscher noch geltenden Sperrfrist belegt worden ist. Gall gelingt es, die ungeheure Papiermasse so zu verdichten und erzählerisch zu präsentieren, dass man als Leser/in des Öfteren vergisst, welch spröde Materie Abs' Berufsalltag vielfach prägte und die Grundlage seiner politisch und finanzwirtschaftlich weitreichenden Entscheidungen bildete. Dass Gall sich als Autor um Distanz zu seinem „Helden“ und um Objektivität bemüht, ist unverkennbar – gerade dort, wo er sich mit kritischen Betrachtungen von Kollegen zu Abs' Rolle in der NS-Zeit, aber auch mit seiner angeblichen Nähe zum 20. Juli auseinandersetzt. Apologetische Tendenzen wird man Galls Biografie daher gewiss nicht vorwerfen können.

Gleichwohl bleibt bei der Lektüre ein ambivalenter Eindruck zurück, stellt sich unwillkürlich die Frage ein, die schon Johann Gustav Droysen in seiner Historik gestellt hatte, wie aus den Geschäften Geschichte wird. „Wo“, so hatte Droysen gefragt, „ist das Maß dafür, dass sie Geschichte werden? Macht der Kaufkontrakt, der heut zwischen Privaten abgeschlossen wird, ein Jahrtausend zu einer geschichtlichen Urkunde?“ (Historik. Einführung, 3. Aufl. von 1882). Anders gefragt: Kann unsere geschichtliche Wahrheitssuche, wenn es um wirtschaftliche Zusammenhänge geht, sich darauf beschränken, was sich in Geschäftsakten und retrospektiven öffentlichen Verlautbarungen von Finanzmagnaten und Wirtschaftsführern niederschlägt? Müsste der Biograf das offenkundige



Fehlen von Quellen, die Abs' Intentionen und Einstellungen dokumentieren könnten, von zeitnahen Egodokumenten – Privatbriefen oder Tagebuchaufzeichnungen aus der NS- und Nachkriegszeit beispielsweise –, nicht zumindest kritisch vermerken, ihre Implikationen für die Aussagekraft der eigenen Darstellung gegenüber den Lesern offen legen? Sollte er dort, wo er Entlastungsschreiben prominenter Persönlichkeiten aus Abs' Entnazifizierungsverfahren als Quellengrundlage heranzieht, nicht auf den höchst zweifelhaften Quellenwert dieser inflationär verbreiteten Bescheinigungen („Persilscheine“!) hinweisen, denen für das politische Verhalten von jedweder Person in der NS-Zeit wirklich keinerlei Aussagekraft zukommt?

Soweit geht Gall nicht, und nicht zuletzt deshalb bleibt merkwürdig blass und eben doch irgendwie zweifelhaft, was er z. B. über Abs' katholisch fundierte Resistenz gegenüber dem Nationalsozialismus oder über das Bemühen des Bankiers um eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle in der NS-Zeit mitzuteilen hat. Was das lebenspraktisch bedeutet hat, bleibt im einen Falle so unklar wie im anderen. Ein Hinweis auf Abs' Beteiligung an der vom NS-Regime missbilligten Fronleichnamsprozession bleibt isoliert, die Erwähnung von politischen Witzen, die auch Abs immer wieder geäußert habe, wirkt rührend bemüht, und Abs' Äußerungen über sein und anderer Haltung zur NS-Judenpolitik und zur Verbreitung des Wissens um den Auschwitzkomplex bleiben widersprüchlich. Hier wäre mehr Transparenz möglich gewesen, jedoch wohl ohne dass die Gesamtinterpretation von Abs' Person und Verhalten dadurch wesentliche Änderungen hätte erfahren müssen.

Ein anderes Manko des Buches wird von Gall selbst beklagt und wird all jene Leserinnen und Leser enttäuschen, die sich – wie die Rezensentin – nicht nur für den „Berufsmenschen“ (Karin Hausen) und öffentlichen Selbstdarsteller Abs interessieren. Über Hermann Josef Abs als Privatmann berichtet seine Biografie nämlich so gut wie nichts. „Durchaus zum Leidwesen des Biographen“, so kommentiert Gall, habe sein Protagonist seinen Mitmenschen ebenso wie der Nachwelt „nur sehr wenig Einblick in den Bereich seiner privaten Existenz gewährt“ und sich hiermit einmal mehr als exemplarische Figur, als typischer Repräsentant des deutschen (Wirtschafts)Bürgertums erwiesen (S. 410). Die Behauptung, Abs sei „ein großer Familienmensch“ gewesen, ist daher für die Leser nicht nachvollziehbar, fällt im Buch be-

zeichnenderweise dort, wo Abs aufgrund alliierter Entlassungsvorschriften zu beruflicher Untätigkeit verurteilt war. Kaum dass man im Übrigen auf 526 Seiten den Namen von Abs' Frau und der beiden gemeinsamen Kinder erfährt. Keine Informationen über deren Bildungswege, stattdessen dienen im Schlusskapitel öffentliche Verlautbarungen des Bankiers als Quellengrundlage, um sein Bildungsverständnis zu dokumentieren. Isoliert und unkommentiert bleibt der Hinweis, dass – höchst ungewöhnlich für das Wirtschaftsbürgertum des 20. Jahrhunderts! – Abs' einziger Sohn Landwirt geworden sei und der Vater ihm ein Gut kaufte. Und nur ganz verstreut finden sich in der Biografie Hinweise auf das Wohn- und Lebensumfeld der Familie, ihren Lebensstil jenseits von Mäzenatentum und Kunstbessensein. Durch Nachfragen und Tiefenbohrungen des Autors wäre es gewiss hie und da möglich gewesen, auch dem Privatmenschen Abs mehr Kontur zu geben, zumal das Nachwort verrät, dass Mitglieder der Abs-Familie sich dem Biografen als Informanten zur Verfügung stellten. Bürgerliche Diskretion auf beiden Seiten mag hier weiterreichender historischer Recherche im Wege gestanden haben, was aus der Sicht der noch in den Anfängen steckenden Forschung zum Bürgertum des 20. Jahrhunderts bedauerlich ist. Das freilich erinnert noch einmal an Droysens Kardinalfrage, die sich für Historiker/innen immer wieder stellt, zumal wenn sie sich als Biografen wirkungsbewusster Selbstdarsteller betätigen: Was ist „das Maß dafür“, aus welchen „Geschäften Geschichte wird“?

Hannover

Cornelia Rauh-Kühne

(Prof. Dr. Cornelia Rauh-Kühne, Historisches Seminar, Universität Hannover, Im Moore 21, D-30167 Hannover)

*Christoph Maria Merki (Hrsg.), Europas Finanzzentren. Geschichte und Bedeutung im 20. Jahrhundert. Campus, Frankfurt am Main 2005, 304 S., € 29,90.*

Bedeutende Finanzplätze bilden fraglos das Herz einer modernen Industriegesellschaft. Hier konzentrieren sich verschiedene Formen von Börsen, die wichtigsten Banken und die herausragenden Finanziers eines Landes. Finanzplätze üben einen Sog auf reiche Anleger und verwegene Hasar-

deure aus, auf Spieler und auf kühl kalkulierende Investoren. Finanzplätze mit ihren unterschiedlichen Finanzinstitutionen sind auch Experimentierfelder für finanztechnische Innovationen und damit Wegbereiter für Neuerungen in der Wirtschaft. Finanzplätze erleben im Laufe der Zeit aber auch Auf- und Abschwünge, die in Abhängigkeit von veränderten politischen Rahmenbedingungen, aber auch von finanztechnischen Innovationen im Bank- und Börsenwesen geschehen. Auch im Zeitalter eines globalisierten Kapitalismus mit immer stärker vernetzten Börsenplätzen prägen sich an einigen Finanzzentren bestimmte Eigenarten stärker aus als an anderen. Die Entwicklung von europäischen Finanzzentren sowie ihre Charakteristika im 20. Jahrhundert zu vergleichen ist das Anliegen des vorliegenden Bandes. Hier sind die Beiträge einer Tagung zusammengefasst, die im August 2004 in Liechtenstein zum Thema Entwicklung moderner Finanzzentren stattfand.

Die Gliederung des Sammelbandes ist einsichtig und originell. Nach einer sehr guten und synthetisierenden Einleitung des Herausgebers, in der die Strukturbedingungen für die Entstehung von Finanzzentren ebenso beleuchtet werden wie das politische und sozio-ökonomische Umfeld für ihre prosperierende Entwicklung, behandelt der erste Abschnitt des Buches vier „alte“ Finanzzentren in Europa. Ranald Michie als ausgewiesener Kenner der Londoner City thematisiert in seinem Beitrag die Bedingungen, unter denen London seine Stellung als führendes Finanzzentrum in Europa im 20. Jahrhundert allen politischen und wirtschaftlichen Zäsuren zum Trotz verteidigen bzw. sogar noch ausbauen konnte. Als Grund dafür verweist Michie auf das durch lange Traditionen generierte „kulturelle Kapital“ vieler Akteure in der Londoner City, aber auch auf die stete Bereitschaft am Londoner Finanzplatz, finanztechnische Innovationen mit als erster zu übernehmen.

Carl-Ludwig Holtfrerich geht in seinem Beitrag über den Finanzplatz Frankfurt am Main ausführlich auf dessen lange Tradition und Geschichte ein, bis er die aktuelle Entwicklung thematisiert. Dies ist nach seiner Meinung notwendig, um die wechselvolle Bedeutung Frankfurts als Finanzzentrum für die europäische Finanzwelt zu verstehen. Gerade Frankfurt ist ein Beispiel dafür, wie politische Rahmenbedingungen die Position eines Finanzplatzes beeinflussen. Nach der Reichsgründung trat es seine führende Rolle in Deutschland an Berlin ab, bevor es in der Nachkriegszeit zu einem Finanzzentrum von europäischem Rang aufstieg.

Die Gründe dafür analysiert Holtfrerich in seinem Beitrag ausführlich.

Wechselvoll verlief auch die Entwicklung von zwei anderen Finanzzentren in Europa. André Straus und Jaap Barendregt machen für Paris bzw. Amsterdam eine Konzentration auf bestimmte Teilssegmente des Börsenhandels bzw. eine politisch-ökonomische Sondersituation verantwortlich. Während in Paris das Geschehen sehr stark durch den Handel mit Anleihen bestimmt wurde, waren es in Amsterdam die vergleichsweise sicheren Währungsverhältnisse, die in der Zwischenkriegszeit viele ausländische Banken anlockten und die Attraktivität dieses Finanzzentrums steigen ließen. Auf dieser Grundlage und auf der Basis eines massiven Konzentrationsprozesses in der niederländischen Kreditwirtschaft hin zu leistungsfähigen Instituten als „Allfinanzdienstleistern“ hat Amsterdam seine Stellung in der europäischen Finanzwelt zwischen London und Frankfurt behaupten können. Welchen Weg diese beiden Finanzzentren, deren Börsen sich mit ihrem Partner in Brüssel zur Euronext zusammen geschlossen haben, in Zukunft gehen werden, bleibt angesichts des aktuellen Bietergefechts zwischen Frankfurt und New York abzuwarten.

Der zweite Abschnitt in dem vorliegenden Sammelband behandelt die Aufsteiger unter den europäischen Finanzzentren des 20. Jahrhunderts. Dies ist auch der besondere Reiz des Bandes, wird damit doch das Themenspektrum um die Entwicklung von Finanzplätzen bereichert, die von der Forschung bisher eher vernachlässigt worden sind – sieht man einmal von Zürich als einem Gewinner unter den europäischen Finanzzentren im 20. Jahrhundert ab. Sowohl hier als auch in Luxemburg, in Liechtenstein und auf den Kanalinseln Jersey and Guernsey waren es vor allem gesellschaftsrechtliche, steuerrechtliche oder bankrechtliche Sonderfaktoren, die den Aufstieg dieser Finanzzentren ermöglichten. Dies und eine Spezialisierung auf bestimmte Finanzdienstleistungen sind die Ursachen dafür, dass sie bis heute ihre Position unter den Finanzmärkten angesichts aller Globalisierungstendenzen ausbauen konnten, wie Jakob Tanner für Zürich, Norbert Franz für Luxemburg, Stefan Altorfer für die Kanalinseln und der Herausgeber für Liechtenstein unterstreichen.

Der dritte Abschnitt des Sammelbandes widmet sich vergleichenden Fragestellungen. Richard Tilly fragt in seinem Beitrag danach, inwieweit bankorientierte oder marktorientierte Finanzsysteme auch die Entwicklung von Finanzzentren prägten, wäh-

rend Tobias Straumann der Frage nachgeht, warum es weder der Bundesrepublik noch der Schweiz gelang, eine besondere Rolle auf den während der 1970er und 1980er Jahre an Bedeutung zunehmenden Eurodollar-Märkten zu spielen. Richard T. Meier untersucht schließlich die Bedeutung von technologischen Innovationen für die Konkurrenzfähigkeit von Finanzzentren, während Harold James in einer kurzen Skizze die Strukturen amerikanischer und europäischer Finanzmärkte vergleicht.

In der Summe bietet der vorliegende Band eine sehr gute Übersicht über die Entwicklung von Finanzzentren in Europa während des 20. Jahrhunderts, wobei es ein besonderer Verdienst ist, dass hier auch Themen angesprochen werden, die bisher von der Forschung noch vergleichsweise wenig behandelt wurden. Gerade weil dies der Fall ist, ist der Band für alle, die sich mit Strukturveränderungen in der europäischen Finanzwirtschaft beschäftigen, unbedingt lesenswert.

Bochum

Harald Wixforth

(Dr. Harald Wixforth, Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Lehrstuhl für Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, D-44780 Bochum)



Bankhistorisches Archiv, 31. Jahrgang, Heft 1/2005  
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart